

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 43

Artikel: Die Liebe der Jeanne Duprez [Fortsetzung]
Autor: Zimmermann, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE LIEBE DER JEANNE DUPREZ

EINE ERZÄHLUNG AUS DER BOURBAKIZEIT VON ARTHUR ZIMMERMANN

8. Fortsetzung

Als wir ihm sagten, dass wir uns um vier Uhr früh nach England einschiffen wollten, gröhlte er heraus: Hö — Engelland! Pfui Teufel — warum nicht nach Frankreich? Da sei ein anderes Leben — da liege das Geld nur so auf der Strasse — das wäre ein anderer Fall! Und er schilderte uns Land und Leute, Wein und Mädchen und das ganze Schlaraffenleben dort, dass wir Maul und Ohren aufsperrten. „Habt ihr noch nie französischen Wein getrunken? He — Wirt, eine Pulle Bordeaux — vom besten, den ihr habt“, schrie er nach dem Schanktisch und der Beizer liess sich nicht lange bitten. Ja, das war ein Wein! Dann schwatzte unser Gastgeber weiter: Auch Arbeitsgelegenheit gäbe es in Frankreich in Hülle und Fülle. Er hätte in Marseille einen Bekannten, der könnte gut solche Dachdecker brauchen, wie wir es wären. Ob wir wollten? Er sei gerade im Begriff, dorthin zu fahren.

Man trank und trank, bis wir die Köpfe hängen liessen und bloss noch lallen konnten. Und wenn man einmal in diesem Stadium ist, dann hört alles Achtgeben auf. So glaubten wir ihm denn bei der dritten Flasche aufs Wort, dass er just den Auftrag habe, gute Dachdecker für seinen Bekannten zu suchen, und das Recht, sich solche sogleich vertraglich zu sichern. Er gäbe uns sogar ein Aufgeld drauf.

Damit schmiss er aus einem gefüllten Beutel Silbergeld auf den Tisch, zählte jedem zehn blanke Fünfliber auf und legte uns auch gleich ein Schriftstück zum Untersreiben vor.

Mein Kamerad, dem das Geld in die Augen stach, war Feuer und Flamme für das Projekt und auch ich sagte mir in meinem Rausche: Was verfährt's — ob England oder Frankreich, gilt schliesslich gleich. Von einem Lesen des Schriftstückes war selbstverständlich keine Rede mehr — die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, und so setzte ich denn in krausen Schriftzügen meinen Namen unter das Dokument, das der Bursche lachend einsteckte. Nachdem noch einmal eine Runde schweren Schnapses getrunken worden war, torkelten wir mit unserem Begleiter dem Hafenuai entgegen und schliefen in einer dunklen Zwischendeckkabine des Schiffes, das uns nach Marseille bringen sollte, bald wie die Stöcke. Wir erwachten erst tief in der folgenden Nacht, geweckt von den schlängelnden Bewegungen des Schiffes auf hoher See und zollten dem Meere um so reichlicher unsern Tribut, als wir vor unserer Ausreise im Alkoholübermass gesündigt hatten.

Unser tödliches Erschrecken am folgenden Morgen mögt ihr euch selber vorstellen, als uns auf unsere nähern Fragen nach dem Marseiller Geschäfte, dem wir uns verpflichtet hätten, mit höhnischem Grinsen die Auskunft erteilt wurde, man kenne das, an solche Mätzlein seien sie längst gewöhnt, und man bewies uns klipp und klar, dass wir einen Anwerbekontrakt für die Fremdenlegion unterschrieben hätten und damit basta! Ein Wutausbruch unsererseits wurde kurzerhand damit quitiert, dass man uns für zwei Tage und zwei Nächte im untersten Schiffs-

raum einsperrte, wo kein Mensch unser Gebrüll und Toben hören konnte und wir uns wohl oder übel vorderhand in unsere Lage schicken mussten.

So kamen wir schliesslich nach Marseille, wurden nächtlicherweile nach der dem Hafeneingang vorgelagerten Insel gebracht, in den dortigen Kasernen eingekleidet und schon zwei Tage später mit einem grössern Kontingent Schicksalsgenossen an unsern vorläufigen Bestimmungsort in Afrika gebracht.“

Etwas erschöpft schwieg Franz eine Weile, trank einen Schluck Most und schloss dann: „Ihr erlasst es mir wohl, heute all meine Erlebnisse dort zu erzählen — sie haben auch mit deiner Frage, Mutter, nichts weiter zu tun. Hauptsache ist, dass ich volle drei Jahre — so lange währte mein Kontrakt — dort blieb, und dass mir keine Möglichkeit gegeben war, irgendeine Mitteilung an euch gelangen zu lassen. Sie sind vorbildlich in dieser Beziehung, die Franzosen, das muss man ihnen lassen. Nach Ablauf meiner Kapitulation wurde ich, da ich nicht mehr weiter dienen wollte, nach Europa zurücktransportiert und erst an der Schweizergrenze, mit spärlichem Reisegeld versehen, meinem Schicksal überlassen. Von dort habe ich mich dann nach Hause durchgebettelt, um — um — —“

Er stand plötzlich auf, drückte beide Hände an die Schläfen und schrie: „Und jetzt Schluss — Schluss — Schluss! Fragt mich nichts mehr — ich werde sonst verückt!“

Stumm sassen die Alten und August da und schauten vor sich hin. Franz aber ging langsam aus der Stube, stieg die Treppen zu seiner Kammer empor und schloss sich ein. Die Eltern hörten ihn noch lange nachher mit schweren Schritten ob ihren Köpfen auf und abgehen und wussten dabei nichts zu tun, als einander trostlos anzusehen oder still vor sich hin zu weinen.

So kam es, dass im Gerwerschen Hause in diesen schweren Tagen grössere Ruhe herrschte, als man im Städtchen je für möglich gehalten hätte. Aber es war eine künstliche, unheimliche Ruhe. Auch über der ganzen Bevölkerung lag etwas wie die Stille vor einem Gewitter, und es schien, als ob jeder darauf wartete, dass irgendein Ereignis, so oder so — die ersehnte Entspannung herbeiführen würde.

Bedrückt schlichen die Gerwers aneinander vorbei, warfen sich scheue, fragende Blicke zu, und das frühere, allzeit lustige Lachen des fröhlichen Vaters klang nie mehr durch Werkstatt und Haus. Franz selber brütete tagsüber einsam in seiner Kammer oder bastelte etwas in der Werkstatt, ohne dass ihn aber die Arbeit lang fesselte.

Nachts aber stahl er sich gewöhnlich auf leisen Sohlen aus seiner Kammer, treppab ins Freie und den Hausmauern entlang durch die dunklen Gassen hinunter in die untere Stadt, um halbe Stunden lang im Schatten der an das Zumsteinsche Haus angebauten Scheune zu stehen und zu dem hellerleuchteten Fenster hinaufzublicken, hinter dessen zugezogenen Vorhängen er die immer noch zwischen Leben und Tod schwebende Jeanne liegen wusste.

Abdrucksrecht Schweizer Feuilleton-Dienst

Schon dreimal hatte ihn dabei der städtische Nachtwächter Mathys ertappt, zur Rede gestellt und heimgeschickt, und immer war er dann folgsam, mit gesenktem Kopf und schleppenden Schritten seiner Wege gegangen — den „Bogen“ hinauf — heimzu.

Auch die Mutter hatte deswegen zu verschiedenen Malen mit ihm gesprochen und ihn angefleht, diese nächtlichen Gänge, die ja doch zu nichts führten und ihn nur in ein falsches Licht bringen könnten, zu unterlassen.

„Ja, ja — Mutter — geh' nur — ich tu's nicht wieder, ich versprech' dir's“, hatte er dann wohl gesagt und genau gewusst, dass er es doch wieder täte, doch wieder tun musste.

Und er ist auch wirklich trotzdem wieder die gleichen Wege gegangen, und der Nachtwächter Mathys und noch ein auf spätem Heimweg begriffener Bürger — der Schuhmacher und frühere Fremdenlegionär Kaufmann — hatten ihn auch in jener Mitternacht wieder, und zwar diesmal sogar vom leichtersteigbaren Gitterbalkenwerk jener Scheune heruntersteigen und gegen die Oberstadt zu verschwinden sehen, da etwa ein und eine halbe Stunde später die Sturmglocke die Bürgerschaft des Städtchens aus dem Schlafe schreckte.

Jawohl, Herr: In jener Nacht brannten die Scheune und das Zumsteinsche Haus lichterloh, und zwar an allen acht Ecken auf einmal.

Herrgott, war das eine Nacht!

Ich erinnere mich selber noch, als ob es gestern gewesen wäre, an alle Einzelheiten. Alles lag schon in tiefstem Schlafe, als gegen ein Uhr morgens die schauerlichen Töne der Sturmglocke auch uns aus der Ruhe aufschreckten. Herr — Sie kennen diese Töne, diese entsetzlichen, nervenaufpeitschenden Rufe unserer Oberturmglöcke nicht. Aber ich sage Ihnen, Sie haben noch nie eine Glocke gehört, die so im eigentlichen Sinne des Wortes schreien kann, wie diese. Es ist ein richtiges Angstgeheul — man kann es nicht anders nennen. Denken Sie sich dazu das hallende, achtstimmige Geläut der Glocken der Pfarrkirche — die dumpfen Töne der Hörner, das „Fürjoh — Fürjoh“ der Feuermelder, das Rasseln der Spritzen und Schlauchwagen auf dem holperigen Strassenpflaster, das Hundebellen und das Getrappel der aufgescheuchten Volksmenge — so können Sie sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, was eine Feuersbrunst im Gassengewirr und in den enggedrängten Häuservierteln unseres Städtchens bedeutet.

Wir wohnten damals in der Nähe des Obertorturmes. Vater und ich rannten die stockdunkle Antonigasse hinunter. Der Himmel hinter dem Schlossgarten, dessen mächtige Bäume sich davor als riesige schwarze Silhouetten abhoben, stand in grellroter Glut. Als wir aus der Gasse heraus auf den Platz ob dem „Bogen“ traten, glaubten wir, die ganze untere Stadt sei ein Feuermeer, aus dem gespenstisch und so hell beleuchtet, dass wir die Stunde von den Zifferblättern so gut wie am Tage lesen konnten, der Turm der Pfarrkirche noch einzig unverseht emporragte.

Unten angekommen, sahen wir dann, dass nicht nur das Zumsteinsche Haus und die angebaute Scheune, sondern auch das ganze grosse, daran sich anschliessende Häuserviertel in hellen Flammen stand, die zum Unglück durch den ziemlich starken Wind zu himmelhoher Höhe stets heftiger angefacht wurden.

Die Feuerwehr war schon in eifrigster Tätigkeit. Bereits war, wie wir erfuhren, die kranke Frau Zumstein auf einer Tragbahre ins Haus des Buchbinders Huber in der Nachbarschaft in Sicherheit gebracht worden, und Zumstein selbst lief aufgereggt hin und her, überwachte die Bergung des Hausrates und jammerte und gestikulerte wie ein Wahnsinniger.

Wohin wir schauten, herrschte ein umbeschreibbares

Getriebe, und die Aussicht, das Feuer einzudämmen, war vorderhand nicht gross. Was verschlugen angesichts der Ausdehnung des Brandherdes unsere drei armseligen Spritzen, deren Bedienungsmannschaften im Schweisse ihres Angesichtes bis zur Erschöpfung arbeiteten? Und was half es, dass die Bevölkerung, Männer und Frauen, ja selbst grössere Kinder durch Bildung von Eimerketten nach dem Reussufer und den wenigen Brunnen ihr Menschenmöglichestes taten?

Immer mehr Spritzen rollten auf den Platz — gegen den Morgen hin waren es an die dreissig — und der gemeinsamen Arbeit gelang es endlich, des Feuers Herr zu werden und weitere Gefahr abzuwenden. Zehn Firste waren den Flammen zum Opfer gefallen — ein grosses, schweres Unglück, das über viele Familien hereingebrochen, die gestern noch ahnungslos und wohlgenut zu Bett gegangen waren.

Schon zu Beginn des Brandes ging eine Meinung durch all das aufgeschreckte, rennende Volk und ein Name war auf aller Lippen, er ging von Mund zu Mund, von Gasse zu Gasse: Gerwer! Niemand als er konnte als Brandstifter in Frage kommen.

Gerwer selber, aus recht kurzem Schlafe aufgeschreckt, war mit der ganzen Menge ebenfalls nach dem Brandplatze gelaufen. Augenzeugen berichteten, dass er vor dem brennenden Hause Zumsteins mit weit aufgerissenen Augen stehen geblieben sei und ausgerufen habe: „Gottesgericht!“ Dann habe er, laut nach Jeanne rufend, in das Haus eilen wollen, sei aber von den Umstehenden zurückgerissen und abseits geführt worden. Dort hätte man den wie toll sich Gebärdenden so lange festgehalten, bis der Bezirksamtmann Meyenberg auf dem Platze erschienen sei, der ihn sofort als verhaftet erklärte und unter Bedeckung ins Bezirksgefängnis abführen liess.

Nur wenige hatten diese Episode im Drange der Ereignisse selbst gesehen, aber die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Menge, die dies als etwas eigentlich Erwartetes entgegennahm. Niemand — mit wenigen vereinzelt Ausnahmen — zweifelte an Gerwers Schuld, ja, man atmete förmlich auf ob der Verhaftung, freilich nicht ohne zugleich ein tiefes Mitleid mit dem unglücklichen, doch von einem schweren Schicksal betroffenen Menschen zu empfinden.

Um so überraschter und deswegen auch empörter war die Bevölkerung, als im Verlaufe der Voruntersuchung verlautete, dass Franz trotz aller Vorhalte des Untersuchungsrichters und trotz aller so schwer gegen ihn sprechenden Indizien, immer und immer wieder seine Unschuld beteuerte und nicht zu einem Geständnis zu bringen war.

Wochenlang quälte man ihn mit Kreuzverhören und wühlte seinen Schmerz durch die fortwährende Zerfaserung seiner Angelegenheit mit Jeanne und Zumstein auf, so dass er endlich jede weitere Antwort verweigerte. Es bedeutete für ihn eine eigentliche Erlösung, als der Verhörrichter endlich die Akten abschloss und der Fall, mangels eines Geständnisses von seiten des Angeklagten, dem Schwurgericht überwiesen wurde.

Wie bei der Zusammensetzung eines solchen Gerichtes, besonders aber angesichts der Aktenlage, zu erwarten war, hatte der Staatsanwalt ein leichtes Spiel: Gerwer wurde schuldig erklärt. Das Urteil lautete auf zwölf Jahre Zuchthaus. Damit war Franz erledigt und Zumsteins Angst vor einem Verlieren Jeanne auf eine lange Reihe von Jahren hinaus beschworen. Wer wusste denn, was in dieser Zeit sich alles ereignen konnte.

Der Erzähler machte eine Pause, die ich mit keinem Worte zu unterbrechen wagte. Ich sass erschüttert da und sah, bedrückt und im Innersten aufgewühlt, in die liebliche Landschaft hinaus. Tiefe Stille herrschte ringsum — nur der Wind rauschte einförmig im Geäst des Lindenbaumes, und der Fluss in der Tiefe sang sein brausendes Lied zu uns herauf.

(Fortsetzung folgt)